

18

Paul Parin

Als Kleinkind verlassen, von den Familien getrennt – und doch glücklich?

Zur Ethnopschoanalyse zweier Agnifrauen

Susanne kam aus einer vornehmen Familie. Ihr Vetter Thomas Assoua versprach sich einen Gewinn an Prestige für sich und seine Familie, wenn Susanne bereit wäre, sich in Gespräche mit Madame (Goldy Parin-Matthèy, Anm. d. Red.) einzulassen. Niemand hatte Susanne «befohlen», mit der Fremden zu reden. Erst allmählich stellte sich heraus, dass auch sie selber eine Hilfe zu erwarten hatte, denn ihre Lage war hoffnungslos; anfangs schien es, sie hätte sich mit ihrem traurigen Schicksal abgefunden.

Susanne war durch eine von den Interessen der Familie ihrer Mutter diktierte Entscheidung mit einem Lehrer aus der Hauptstadt verheiratet worden. Ihr Mann kam für kurze Zeit in ihr Dorf Bebou. Als sie schwanger war, verliess er sie und kehrte zu seiner ersten Frau nach Abidjan zurück. Als Susanne erfuhr, dass sie nur als zweite Frau in das Haus ihres Mannes kommen sollte, war sie enttäuscht, verliess ihn und blieb in Bebou. Dann versöhnte sie sich oberflächlich mit ihrem Mann und fügte sich den Plänen der Familie. Sie war einverstanden, ihr etwa einjähriges Söhnchen namens Syrien zur Adoption an einen Bruder ihres Mannes wegzugeben und allein in Bebou zu leben, «da mein Mann mir kein Heim bieten konnte».

Susanne war im Alter von 3 Jahren zu einer kinderlosen Schwester ihres Vaters weggegeben worden, die den Beruf einer Magierin ausübte. Sie sagt: «Wenn eine Frau aus der Familie, eine Grossmutter oder Tante, keine Hilfe hat, gibt man ihr ein Kind». Diese Magierin hatte jedach bereits vier Kinder, die ihr «gegeben» worden waren. Darum kam Susanne etwa im Schulalter zur Grossmutter. Die Grossmutter schickte sie zur Schule und liess sie danach die höhere Schule besuchen, bis sie etwa 16 Jahre alt war. Als sie als Kind «weggegeben» worden war, hatte es geheissen, sie könne nicht in der Familie bleiben, weil ihre Mutter mit einem anderen Mann weggehen wollte. Die Mutter blieb aber mit zwei anderen Kindern bei Susannes Vater, der bald darauf starb.

Während der Gespräche mit Madame blieb Susanne einsilbig, lächelte aber strahlend. Erst allmählich kam ihre Geschichte heraus. Wenn Goldy sie fragte, was sie dazu meine, schien sie völlig unberührt zu sein und sagte: «Ich denke nichts». Meist kam sie mit Syrien auf dem Rücken ins Zelt. Wenn sie ohne ihn erschienen war, erzählte sie eine Zeitlang. Kam es aber dazu, dass sie von einer schmerzlichen Erfahrung berichten musste, erschien plötzlich ihre Schwester mit Syrien

beim Zelt. Susanne strahlte, gab dem Kleinen die Brust und spielte dann ganz hingeeben mit ihm bis zum Ende der Stunde.

Goldy war bald dazu Übergegangen, Susanne ihre Gefühle nur indirekt an den Affekten und am spielerischen Verhalten des Bübleins zu deuten. Spielte er lebhaft, hiess das, dass sie zufrieden war. Erfand er ein neues Spiel – lernte er, zum Beispiel, sich an der Zeltstange zu halten und aufzurichten – hiess das «es gibt eine andere Lösung». Als Susanne scheinbar unberührt berichtete, sie sei jetzt entschlossen und bereit, ihren Sohn wegzugeben, wie es sein Erzeuger bestimmt hatte, wurde der Kleine erregt und schiss – zum ersten und einzigen Mal – mitten ins Zelt. Man musste

19

die Stunde unterbrechen und den Boden reinigen. In der nächsten Stunde war das Einverständnis mit Syrien wiederhergestellt. Er liess sich stillen und schlief beseligt ein. Goldy sagte: «Du hast dich entschlossen, deinen Syrien zu behalten.» Wiederum war Susanne einverstanden: «Ja, so ist es».

Über die Brücke von Deutungen im Verhalten des Kleinen war zwischen den beiden Frauen ein inniges Einvernehmen entstanden. Als Goldy ankündigte, dass sie in einer Woche wegreisen müsse, konnte Susanne weder traurig noch wütend sein. Fiebernd und schwach kam sie zum Zelt, ohne den Kleinen. Die Frustration hatte einen Malariaanfall ausgelöst. «Du bist entsetzt darüber, dass wir uns trennen müssen, darum bist du krank geworden» sagte Goldy und gab ihr ein Medikament gegen Malaria. Noch vor unserer Abreise erschien sie wieder, strahlend und scheinbar unberührt mit ihrem Syrien am Rücken.

Elisa war im Unterschied zu Susanne aus einer Familie ohne Geld und ohne Ansehen. Auch sie war ebenso wie ihre ältere Schwester auf Wunsch der Mutter weggegeben worden. «Kinder sind Eigentum der Familie», sagt sie, «man verschenkt sie oder gibt sie jemandem, bei dem man Schulden hat». So kam sie in das Haus des Königs Ahoussi, der ihre ältere Schwester zur Geliebten genommen hatte. Als diese den alten Mann verliess, wurde er wütend, nahm Elisa aus der Schule und verbot ihr, von den Pflanzungen des Lehrers, die dem König gehörten, Bananen zu holen.

Elisa hatte den Vater ihres Kindes durch eine Intrige ihrer Mutter kennengelernt. Dieser Mann, ein Lehrer, war der jüngere Bruder ihres Vaters. Nach dem Gesetz des Levirats hätte er ihre verwitwete Mutter heiraten sollen. Doch diese lebte mit einem anderen Mann. Als Elisa schwanger wurde, gab ihr die Mutter schuld an der «inzestuösen» Liebesgeschichte. Gegen ihre Mutter konnte Elisa nichts vorbringen. Sie projizierte ihre Aggressionen auf die bösen Männer,

die Mädchen missbrauchen, ohne sich um die Folgen zu kümmern. Als sie dies erzählen wollte, verschlug es ihr die Sprache: ein unverständlicher Wortsalat war Folge ihrer Wut.

Plötzlich ist Elisa bereit, sich dem Gruppendruck zu unterwerfen, sich vom Erzeuger ihres Kindes ganz zu trennen und ihm das Kind, wenn es einmal da ist, zu überlassen. Elisa kann wieder sprechen. Sie erzählt von ähnlichen Affären, die sich im Dorf abspielen, bei denen Elisa wie eine Regisseurin die Konflikte eifrig weitergetrieben hat. Da taucht in ihren Einfällen das Bild einer «guten» Mutter auf, die sich um ihr Kind wehrt. Wäre eine Rettung möglich? Da sie nichts mehr zu essen hat, geht sie, entgegen dem Verbot des Königs, Kochbananen aus der Pflanzung des Lehrers holen. Dieser ertappt sie und droht: «Wenn du wieder kommst und stiehlt, schneide ich dir den Kopf ab». Darauf Elisa: «Meinen Kopf, den steckt man dir in den Hintern». Elisa «will die Affäre». Sie hat sich mit der guten Mutter der «neuen Ordnung» identifiziert.

Doch tauchen wieder heftige Ängste auf – sie fürchtet eine magische Rache der «bösen» Mutter. Sie befragt das Orakel der Zauberin von Yosso. In einem eindrücklichen Ritual fällt diese ihren Spruch. Sie muss sich unterwerfen, denn sie ist der Gesellschaft nicht angepasst. Sonst wird ihre Geburt schlecht gehen, sie wird sterben, oder ihr Kind. Die Angst lässt nach, denn Elisa hat eine andere Lösung gefunden. Sie kann auf alles, vor allem auf ihr Kind, verzichten und weggehen. Sie sagt: «Die Scheidung ist die Waffe der Frau.»

Elisa ist mit der Mutter, die ihr Kind fallen gelassen hat, identifiziert. Als Goldy ihr deutet, dass sie sich doch wieder der traditionellen Ordnung unterwirft, ist sie sogleich mit der «guten» Mutter, der «neuen» Ordnung einig. Sie wird gegen den Zwang der Familie kämpfen. Ausgestattet mit den männlichen, «phallischen» Zügen einer «guten» Mutter, die ihr Kind für sich behält, fühlt sie

20

sich stark. Jetzt ist ihr der Abschied von Goldy nicht schwer. Ihr gegenüber deutet sie unmissverständlich symbolisch an: Ich bin selber stark (jene «gute» phallische Frau), habe keine Angst mehr, kann aber auch auf sie, meine gute Mutter, ersatzlos verzichten. (Sie kann Goldy, die gute starke Frau, fallen lassen, wie sie als Kleinkind selber von ihrer Mutter aufgegeben worden ist, weil sie selber zu einer starken phallischen Frau in modernem Gewand geworden ist.)

Fünf Jahre später haben wir das Dorf Bebou wieder besucht. *Susanne* war schwer zu finden, denn sie hatte das Dorf verlassen. Schliesslich fanden wir sie in der Stadt Agnibilekrou. Sie war wieder verheiratet. Nachdem sich ihre Familie von ihr losgesagt hatte, weil sie es ablehnte, ihren Syrien wegzugeben, fand sie einen neuen, modernen, tüchtigen und schönen Mann und zog mit ihm in die Stadt. Von ihm hat sie noch zwei weitere gesunde Kinder; Syrien wird im nächsten Jahr zur Schule gehen. In ihrem für Agni-Verhältnisse prächtigen Heim lädt sie uns zu einem fürstlichen

Essen ein. Sie ist noch schöner geworden, hat sich ausserordentlich elegant angezogen und zeigt in ihrem Glück, dass es in der neuen Zeit einer Frau, die sich wehrt, möglich ist, eine glückliche Familie zu haben, die sie sich gewünscht hat.

Elisa ist in *Bebou* geblieben. Sie ist unverheiratet und hat ihren jetzt fünfjährigen lustigen Buben bei sich. Sie, die «niemand» war, aber dem König «gehört» hat, hatte erkannt, dass er sie ebenso nötig hatte wie sie ihn. Indem sie sich nichts mehr gefallen liess und auch von keinem Mann mehr abhängig war, hat sie die Geschäfte des alten Mannes in die Hand genommen. Sie ist jetzt «erste Frau am Hof des Dorfkönigs». *Ahoussi* hat keine sexuellen Aspirationen mehr und ist froh, dass sie und ihre Familie für sein und ihr eigenes Interesse arbeiten.

Ja, *Elisa* hat fünf entfernte Verwandte ausfindig gemacht, drei Mädchen und zwei fast erwachsene junge Männer, die sie ständig begleiten, ihr gehorchen, für die sie – kraft dem Ertrag der Pflanzungen des Königs – sorgt.

Allerdings hat sie den Beruf gewechselt. Sie ist «Schneiderin» geworden. Das ist bei den Agni ein den Männern vorbehalten Beruf. Gerade ist sie dabei, Geld zurückzulegen, um ihre Nähmaschine englischer Produktion gegen eine schweizerische Elna-Maschine umzutauschen. Damit gibt sie zu verstehen: Jetzt bin ich selber die gute Mutter, die für ihre Familie sorgt, unabhängig wie *Madame*, die jedesmal nach der Stunde auf ihrer Schreibmaschine geschrieben hat. Sie sagt: «Weil ich nicht genug Französisch kann, um als Sekretärin zu arbeiten, habe ich die Nähmaschine vorgezogen». Man kann nicht mit ihr allein sprechen; immer sind ihre neuen jungen Verwandten dabei. Sie sagen: «*Elisa* ist unsere Mutter und sie ist stark wie ein Mann».

Bei den Agni wurden zu diesem Zeitpunkt (1966) noch alle Kinder ein oder mehrmals «weggegeben», ohne dass die Gastfamilie für ihr Fortkommen verpflichtet wäre. In den vier Dörfern von *Alangouan* mit zusammen etwas über tausend Einwohnern war keine einzige erwachsene Person bekannt, die als Kind nicht mindestens einmal plötzlich in eine andere Familie verpflanzt worden wäre.

Nach der Trennung von der Mutter, die meist im zweiten Lebensjahr erfolgt, fallen alle – oder fast alle Kinder in eine anaklitische Depression, das heißt in eine depressive Verstimmung, die bei Kleinkindern auftritt, die durch Spitalaufenthalt, Trennung von ihrer Mutter oder jener Person, an die sie sich altersgemäss «anlehnen» müssen, depressiv apathisch und in ihrer Vitalität schwer beeinträchtigt werden. Wahrscheinlich sterben in dieser Zeit viele Kinder an Malaria, Masern oder anderen Krankheiten; es scheint dass nur die vitalsten und intelligentesten überleben.

Beide junge Frauen waren ihrem Schicksal scheinbar machtlos überantwortet. Es war ihnen bestimmt, ihr erstes Kind, und später die weiteren Kinder gemäss den Interessen der Familie, ihres ursprünglich matrilinearen Familienclans, zu verlieren. Der geringe Eingriff, gar nicht therapeutisch gemeinter Gespräche, hat für beide scheinbar neue Möglichkeiten eröffnet.

Susanne hat sich in die gewünschte glückliche Ehe gerettet, nachdem

21

sie gelernt hatte, ihre erhebliche Aggression im Interesse ihrer Ansprüche als Mutter anzuwenden. Elisa hat ihre Angst vor der schrecklichen, sie verlassenden Mutter überwunden und sich mit der aktiven, mutigen, modernen Frau identifiziert. So hat sie im Dorf eine neue soziale Rolle erworben – und mit dem Wechsel zu einem «männlichen» Beruf kundgetan.

Wenn das Trauma der frühen Trennung der Agnikinder von ihren «guten» Müttern der Stillzeit auch zum unglücklichen Leben einer «normalen» Agnifrau führt, kann es doch anders kommen. Wenn die Angst überwunden ist – und das verlassene Kind überlebt hat – bietet die neue Ordnung eine Frauenrolle – einer guten Mutter mit männlichem Mut und Intelligenz – die sich als Überwindung oder als Kompensation der scheinbar unerträglichen Traumatisierung einer frühen Trennung darstellt.

Kinder, die unter den Folgen einer frühen traumatisch wirkenden Trennung leiden, entwickeln unter Umständen eine Autonomie mit der Fähigkeit, ein unabhängiges Leben zu gestalten – wenn die soziale Ordnung es zulässt. Auch in unserer Kultur scheinen nicht nur negative Folgen von schwer traumatischen Trennungen vorzukommen.

Die beiden Agnifrauen lassen daran denken, dass eine Therapie solcher Kinder nicht im vorhinein aussichtslos ist und dass der Verlust früher, scheinbar unentbehrlicher Liebesobjekte, es unter Umständen erlaubt, neue, andere Objekte zu finden. Autonomie und Selbständigkeit waren gerade während sozialer Umbrüche möglich, für die beiden Frauen, die einen Weg fanden, und entweder mittels (vorübergehender) Identifikation mit «guten» Figuren ihre Ängste überwandern (Elisa) oder vorübergehend ihre als Stolz getarnte Apathie (Susanne) aufgaben und das Leben gemäss ihren eigenen Wünschen gestalteten.